

## Thomas Weißenborn:

### **„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“ – Von der (leider nicht ganz unproblematischen) Beziehung zwischen Theologie, Erfahrung und Erlebnis**

**„Alle Theorie ist grau, und nur der Wald und die Erfahrung sind grün.“**

*Friedrich Wilhelm Leopold Pfeil (1783-1859), deutscher Forstwissenschaftler*

Es ist die erste Stunde nach den Ferien: Ich stelle die Frage, mit der ich nach einer solchen Ruhepause in der Regel den Neustart ins Unterrichtsgeschehen einleite: „Hat jemand von euch in den letzten Wochen etwas erlebt, wovon er oder sie hier berichten möchte?“ Das ist natürlich kein mündlicher Vortrag á la „Mein schönstes Ferienerlebnis“, mir geht es vielmehr um die kleinen oder größeren Begebenheiten des Alltags, in denen die Studierenden gemerkt haben, dass sie ihr am MBS erworbenes Wissen anwenden und ihre Kompetenzen unter Beweis stellen konnten, oder einfach nur auf etwas gestoßen sind, das sie neugierig gemacht hat auf zukünftige Inhalte des von mir unterrichteten Aufgabenfelds 8 („Grundlagen des christlichen Glaubens inhaltlich reflektieren und seine Konsequenzen für menschliches Handeln beurteilen lernen“).

Eine Studierende meldet sich. Sie erzählt von einer Begegnung auf einer Party, wo sie unvermutet einen Atheisten getroffen und sich ihm als Bibelschülerin zu erkennen gegeben hat. Es folgte ein Streitgespräch, das nach Ansicht der Studierenden allerdings keines war: „Eigentlich hat er überhaupt keine Argumente gebracht, sondern nur von irgendwelchen negativen Erfahrungen mit Christen erzählt. Und als ich dann ein paar Argumente für den Glauben aufgezählt habe, ist er wütend geworden und weggegangen.“

Ich erwähne diese kleine Begebenheit hier, weil sie mir in mancher Hinsicht als typisch erscheint. In den sechs Kursen, die ich am MBS unterrichte, berichtet immer irgendjemand von einer solchen Geschichte. Und ich vermute auch, dass sich dieses Verhalten nicht auf Anders- oder Garnichtgläubige beschränkt. Wären wir eine Schule für angewandten Atheismus, würden meine Studierenden mir sicher schildern, wie sie – bewaffnet mit Argumenten von Feuerbach, Marx und Dawkins – von einem Christen mit den Worten abgeschmettert worden seien, er habe aber „Jesus erlebt“.

Im Rahmen des überall zu beobachtenden Trends vom Allgemeinen hin zum Persönlichen, vom Komplexen hin zum Einfachen, vom „großen Ganzen“ hin zum Überschaubaren ist auch eine Verschiebung von der „Theorie“ zur „Erfahrung“ festzustellen. Exemplarisch ist in dieser Hinsicht vielleicht ein Aufkleber, den man vor zwanzig Jahren noch einigermaßen häufig auf den Autos von Christen entdecken konnte: „Christen können enttäuschen, Christus nie.“ Hier werden ja zwei Dinge auseinandergelassen, die Erfahrungen mit Christen (die durchaus enttäuschend sein können) und der christliche Glaube an sich. Ob die dahinter stehende Argumentation vor zwanzig Jahren überzeugend war, sei dahingestellt, heute jedoch scheint sie es so wenig zu sein, dass ich diesem Aufkleber schon ganz lange nicht mehr begegnet bin.

Wer heute etwas auf sich hält, argumentiert nämlich mit der persönlichen Erfahrung. Was ich erlebt habe, ist authentisch und echt. Was andere dagegen nur gedacht haben, ist es nicht. Deswegen lassen sich zweitausend Jahre Dogmen- und Theologiegeschichte mit einer unangenehmen Gemeinderfahrung ebenso aus der Welt schaffen wie ein ganzes Arsenal naturwissenschaftlicher Erklärungen mit dem Hinweis auf einen arroganten Biologielehrer im elften Schuljahr. Die Glaubwürdigkeit der Botschaft hängt damit immer mehr von der Glaubwürdigkeit des Botschafters ab.

Die Auswüchse dieses Ansatzes kann man in den Bilderstürmen unserer Zeit beobachten, wo Denkmäler vom Sockel gestürzt und Straßen und Gebäude umbenannt werden, weil die entsprechenden Personen der Vergangenheit sich als Antisemiten, Rassisten und Sexisten

erwiesen haben. Aber diskreditiert das auch die von ihnen geäußerten Ideen? Nach allem, was ich von Martin Luther weiß, dürfte er kein besonders liebenswürdiger Zeitgenosse gewesen sein, der sich mit seinen Äußerungen zu Juden und „Schwarmgeistern“ heute sicher zu Recht den Vorwurf der „Hate-Speech“ gefallen lassen müsste (wenn nicht schlimmeres). Ist deswegen sein Evangelium von der Zuwendung Gottes unglaubwürdig?

Thomas Jefferson war und blieb ein Sklavenhalter, der jedoch entscheidend zu den Formulierungen der US-amerikanischen „*Bill of Rights*“ (1791) und der französischen „Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte“ (1789) beigetragen hat, die letztlich die Grundlage unseres modernen Freiheitsverständnisses bilden. Ist also die Idee zu verwerfen, dass Menschen über grundlegende, unveräußerliche Rechte verfügen, nur weil ihr „Entdecker“ ein Sklavenhalter gewesen ist?

Jean-Jacques Rousseau, einer der Pioniere der modernen Pädagogik, hatte mit einer Wäscherin mehrere Kinder, die er ins Waisenhaus bringen ließ, weil er mit seinem Nachwuchs offensichtlich nichts anfangen konnte. Sollte man deswegen auf seine Ansichten zur Bedeutung der Kindheit nichts geben?

**„Nicht, was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus.“**

*Marie von Ebner-Eschenbach (1830-1916), österreichische Schriftstellerin*

Während das 20. Jahrhundert vor allem von großen Ideologien und „Metaerzählungen“ geprägt war – Kapitalismus, Sozialismus, Demokratie und verschiedene Nationalismen – in denen die Welt als Ganzes gedeutet wurde, scheint sich also im 21. Jahrhundert (zunächst) eher ein gegenläufiger Trend herauszubilden. Das große Ganze, die „objektive“ Wahrheit interessiert eher weniger, es geht vielmehr um den persönlich erlebten Ausschnitt daraus. Entsprechend skeptisch werden die großen Deutungsentwürfe betrachtet, denen man die Verschiedenheit der Einzelfälle und die damit verbundene Vielfalt des Lebens entgegenhält.<sup>1</sup>

Das wirft die grundlegende Frage nach dem Verhältnis von „Idee“ und „Erfahrung“ auf. Auch wenn vermutlich Konsens darüber besteht, dass sowohl die Botschaft wie auch ihr Überbringer eine Bedeutung haben, bleibt dennoch die Frage bestehen, was höher zu gewichten ist. Ist die christliche Botschaft als ganze unglaubwürdig geworden, wenn sich ein paar Gläubige auf einer Party daneben benehmen, oder wird sie es erst, wenn es die Gemeindeleitung tut? Oder selbst dann nicht? Und bestätigt es die Wahrheit zum Beispiel der Inkarnation, wenn eine Christin behauptet, sie sei „Jesus begegnet“? Oder muss das erst einem Andersgläubigen passieren? Oder kann man so etwas auf diese Weise gar nicht feststellen?

Um diese Fragen beantworten zu können, muss in Bezug auf die Erfahrung ein weiteres Kriterium eingeführt werden. Wenn ich erlebe, dass sich ein Jugendlicher unhöflich verhält, berechtigt mich das ja noch nicht zu der verallgemeinernden Aussage: „Die Jugend ist unhöflich.“ Wenn ich dagegen immer wieder mitbekomme, dass Menschen in einer bestimmten Altersgruppe auf ihr Smartphone starren, Angehörige einer anderen jedoch

---

<sup>1</sup> Ob dieser Trend sich als nachhaltig erweisen wird, vermag ich nicht zu sagen. Zwei andere Trends laufen ihm nämlich entgegen: Zum einen schüttet die Betonung der persönlichen Erfahrung nicht nur Gräben zu, indem sie Menschen unterschiedlichen Hintergrundes verbindet, wenn sie dieselben Erfahrungen machen, sondern reißt auch andere, vielleicht sogar tiefere Gräben auf. Je mehr nämlich bestimmte Erfahrungen zur Grundlage dafür gemacht werden, ob ein anderer überhaupt am Diskurs teilnehmen darf, desto mehr wird die Gesellschaft auch in immer kleinere Einheiten aufgespalten, die die Wirklichkeit jeweils nur durch die Brille ihrer eigenen Erfahrung wahrnehmen (wollen). Auf diesem Hintergrund entpuppen sich zum zweiten auch die „Verfechter der Vielfalt“ allzu oft als das genaue Gegenteil, indem sie „Vielfalt“ nur dann zulassen, wenn es sich um eine Variante der eigenen Denk- und Lebensweise handelt. Der Streit um die Meinungsfreiheit an Universitäten sowie um die Deutungshoheit über die Sprache (durch die Stigmatisierung bestimmter Begriffe, eine „(gender)gerechte Sprache“ u.ä.) zeigt diese „Intoleranz der Toleranten“ immer wieder. Damit aber entwickelt sich die Ablehnung der Metaerzählung zu einer eigenen Ideologie und neuen Metaerzählung. Die Moderne wird in der Postmoderne also nicht überwunden, sondern nur umgelabelt.

weitaus weniger, dann könnte ich durchaus mit einer gewissen Berechtigung folgern: „Jugendliche benutzen häufiger Smartphones als Senioren.“

Aber selbst diese Aussage hat es in sich. Ein Jugendlicher, der mir auf sein Smartphone starrend in einer engen Gasse entgegen kommt, mag zwar repräsentativ für „die Jugendlichen“ sein, die ich bisher erlebt habe – allerdings ist meine Erfahrung nur ein winzig kleiner Ausschnitt aus dem breiten Feld möglicher Erfahrungen. Ich schöpfe mein Bild von „den Jugendlichen“ nämlich aus meinen Alltagsbegegnungen in Marburg und den gelegentlichen Ausflügen in andere Orte. Wie „die Jugendlichen“ in Spremberg, Husby oder Herrischried sind, vermag ich dagegen aus meiner Erfahrung gar nicht zu sagen, denn all diese Orten haben eins gemeinsam: Ich bin bisher weder dort gewesen noch kenne ich Menschen, von denen ich weiß, dass sie von dort kommen.

Weil ich jedoch in Marburg, Gießen, Kassel und Frankfurt Jugendliche sehe und erlebe, werde ich mir vermutlich trotzdem ein Urteil über „die Jugendlichen“ und ihren Umgang mit Smartphones in ganz Deutschland anmaßen, indem ich stillschweigend davon ausgehe, dass sie sich in Schleswig-Holstein, Baden-Württemberg oder Brandenburg genauso verhalten wie in Hessen. Dieses Urteil mag gerechtfertigt sein, weil ich bei meinen Erfahrungen mit Jugendlichen und Smartphones nichts entdeckt habe, was darauf schließen lässt, dass es sich nur um ein Marburger oder hessisches Phänomen handelt – das bedeutet jedoch nicht, dass mein Urteil tatsächlich wahr ist, also der Wirklichkeit entspricht.

Welche Fallstricke die Frage nach der Repräsentativität der gemachten Erfahrungen enthält, macht die mediale Berichterstattung über den enormen Zuzug von Menschen aus anderen Ländern nach Deutschland in den Jahren 2015/16 deutlich. Meiner Beobachtung nach (Vorsicht: hier handelt es sich auch nur um eine vielleicht wenig repräsentative Erfahrung!) wurde und wird darüber vor allem in „Betroffenenheitsreportagen“ berichtet, in denen Einzelschicksale und ihre Erlebnisse geschildert werden. Das hat – neben der Tatsache, dass solche Reportagen recht kostengünstig zu erstellen sind – eben vor allem mit dem Trend zur Erfahrung zu tun. Radiohörer, Zeitungsleser und Bildschirmschauer wollen eben nicht mit Zahlen, „Fakten“ und Statistiken traktiert werden, sondern „richtige Menschen“ erleben, die ihr Schicksal „authentisch“ schildern.

Aber welches der vielen Einzelschicksale kann in diesem Zusammenhang als repräsentativ gelten? Am Anfang haben wir vor allem syrische Familien gezeigt bekommen, die unter dramatischen Umständen aus der Hölle des Bürgerkriegs geflohen und heilfroh waren, sich in Deutschland eine neue Existenz aufbauen zu können. Zur selben Zeit wurden erste Stimmen laut, dass es sich bei den gezeigten Bildern und Einzelschicksalen nicht um repräsentative handelt. Tatsächlich flöhen vor allem einzelne Männer, keine ganzen Familien. Die oft gezeigten Kinder dienten also eher der „Meinungsbeeinflussung“ als der „objektiven Information“.

Wer nicht an der Grenze oder in der Umgebung einer Erstaufnahmestelle wohnte, konnte diesen Vorwurf kaum überprüfen. Doch selbst wenn jemand mitbekommen haben sollte, dass in das Flüchtlingsheim in der Nachbarschaft nur Männer einzogen, was bedeutete dies? Auch wenn vor allem Familien geflüchtet sein sollten, wird es doch unter der Masse der Neuangekommenen auch genügend einzelne Männer gegeben haben, die man aus welchen Gründen auch immer in eigenen Einrichtungen unterbringen könnte. Das Heim in meiner Gegend mit seiner Belegung könnte also alles andere als repräsentativ sein, auch wenn es mir so erscheint, weil ich vor allem junge geflüchtete Männer erlebe.

Mit den Ereignissen der Silvesternacht 2015/16 rund um den Kölner Hauptbahnhof und in anderen deutschen Städten änderte sich nicht nur die Medienberichterstattung, sondern mit ihr änderten sich auch die Einzelschicksale in den entsprechenden Reportagen. Statt der Familien standen nun junge, alleinstehende Männer im Mittelpunkt, und sie kamen auch nicht mehr aus dem Bürgerkriegsland Syrien, sondern aus relativ ruhigen Staaten in Nordafrika. Mit ihnen wandelte sich auch das Gefühl dafür, was als repräsentativ zu gelten habe. Mit einem Mal galten die Menschen, die nach Deutschland kamen, weniger als „Flüchtlinge“ (also

Menschen mit einem international anerkannten Rechtsstatus), sondern als „Asylsucher“ (ungeklärter Rechtsstatus), ja vielleicht sogar als „Illegale“ (ohne Aufenthaltsrecht). Zeitgleich damit wurden die staatlichen Institutionen anders dargestellt. Wurden zuvor unter dem Stichwort „Willkommenskultur“ immer wieder Behördenvertreter vorgestellt, die – gesetzliche Vorgaben missachtend – „unbürokratisch halfen“, wurden nun solche gezeigt, die sich – gesetzliche Vorgaben missachtend – weigerten, bestimmte Personen „konsequent abzuschieben“.

Auch da stellte sich wieder die Frage, wie repräsentativ die gezeigten Bilder und Einzelschicksale waren. Aus Familien konnten im fraglichen Zeitraum wohl kaum alleinstehende Männer geworden sein, aus Syrern keine Tunesier und aus integrationswilligen Migranten nicht kleinkriminelle „Integrationsverweigerer“.

Die hier geschilderte Medienberichterstattung ist freilich nur ein Beispiel, ähnliches kann man auch beim Umgang mit dem Islam bzw. dem „Islamismus“, bei der Frage nach „rechter“ oder „linker“ Gewalt, dem Umgang mit dem „Dieselskandal“ und diversen anderen Themen beobachten. Je nach „Schwerpunkt“ sind die Medien bestimmten „Moden“ unterworfen, in denen anhand von Einzelschicksalen entsprechende Stimmungen ausgelöst bzw. verstärkt werden sollen.

Und zu all den in den Medien dargestellten „Erfahrungen“ treten in der Regel noch die persönlichen hinzu. Die Frage, ob Muslime in Deutschland eher „verwestlichen“ oder sich eher „radikalisieren“, werde ich unreflektiert ebenso aus meinem persönlichen Umfeld heraus beantworten wie die, ob „rechte“ oder „linke“ Gewalt verabscheuenswerter ist oder ob Windenergie tatsächlich die Lösung unserer Energieprobleme ist.

Je größer nun der Unterschied zwischen den in den Medien vorgestellten (scheinbar) „repräsentativen“ Einzelschicksalen und den eigenen Erfahrungen ausfällt, desto mehr wird allerdings das Misstrauen steigen. Damit aber verstärkt sich der durch die Konzentration auf Erfahrungen angestoßene Teufelskreis selbst dann, wenn schließlich doch noch Experten und Zahlen ins Spiel kommen. Je mehr nämlich die eigene individuelle Erfahrung als Maßstab der Wirklichkeit genommen wird, desto mehr vertieft sich das Misstrauen gegenüber „offiziellen“ Statistiken und „Expertenmeinungen“, die nicht zur eigenen, „gefühlten“ Wirklichkeit passen. Wenn ich es anders erlebe als der (angebliche) statistische Durchschnitt und auch kaum jemanden kenne, der es so erlebt, dann müssen die Zahlen doch lügen, dann muss doch irgendwo gefälscht worden sein, dann muss es doch eine hohe „Dunkelziffer“ geben, die bewusst ausgeblendet worden ist. „Fake-News“, der Vorwurf der „Lügen-“ bzw. „Lückenpresse“, die Unterstellung des „betreuten Denkens“ sind also keine Zufallsprodukte, die neben einer auf persönliche Erfahrungen und Einzelschicksalen aufbauenden Medienlandschaft auftreten, sondern haben ursächlich mit ihr zu tun.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Es ist eine bittere Ironie der Geschichte, dass auch hier wieder die Revolution ihre Kinder frisst. Der im „linken“ politischen Spektrum häufig anzutreffende Konstruktivismus, mit dem nicht genehme wissenschaftliche Erkenntnisse als „Herrschaftsdiskurs“ so genannter „alter, weißer Männer“ deskreditiert werden – wie es etwa in manchen Kreisen mit Einsichten der klassischen Biologie geschieht – schlägt nun ausgerechnet von der anderen Seite zurück. Wenn sogar wissenschaftlich relativ gesicherte biologische Fakten als „Fake“ und „politisch motiviert“ abgetan werden können, dann doch erst recht eine so neue und damit notwendigerweise spekulative Wissenschaft wie die Klimafolgenforschung. Aus der Behauptung der Postmoderne, dass es im Wissenschaftsdiskurs letztlich nur um Machtfragen, nicht um „objektive Fakten“ gehe, wird damit eine *Self-fulfilling Prophecy*: Was an Universitäten gesagt und gelehrt werden darf, entscheiden politisch besetzte Gremien, die durch Redeverbote, Ein- und Ausladungen von Wissenschaftlern, „Triggerwarnungen“, die Verteilung von Mitteln und natürlich durch entsprechende Kontakte zu einschlägigen Medien letztlich die Richtung vorgeben. Besonders betroffen sind hiervon vor allem die Wissenschaften, die sich nicht mit einer Wahrnehmung der Wirklichkeit zufrieden geben wollen, sondern auf Veränderung abzielen und sich deshalb als „politisch“ verstehen. Je weniger „konkret“ der eigene Forschungsgegenstand ist, desto näher liegt zudem eine entsprechende Versuchung.

Es ist daher notwendig, einmal grundsätzlich zu fragen, welchen Stellenwert Erfahrungen und Erlebnisse haben sollten und wie man das mit dem in Einklang bringt, was früher einmal als „harte Fakten“ galt.

### „Das Wissen ist Kind der Erfahrung.“

*Leonardo da Vinci (1452-1519), italienischer Maler, Bildhauer und Universalgelehrter*

Obwohl scheinbar jeder weiß, was Erfahrung ist, lässt sie sich trotzdem nicht ganz leicht definieren. Nach Wikipedia wird mindestens zweierlei damit bezeichnet: „im Einzelfall ein bestimmtes Erlebnis eines Menschen in Form eines von ihm selbst erlebten und damit selbst wahrgenommenen Ereignisses, oder allgemein – und dann im Sinne von ‚Lebenserfahrung‘ – die Gesamtheit aller Erlebnisse, die eine Person jemals gehabt hat“<sup>3</sup>. Etwas grundsätzlicher wird das theologische Lexikon „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ in seiner 4. Auflage, in der es heißt: „In einem weiten, lebensweltlich geprägten Sinn versteht man unter ‚E[r]fahrung‘ seit Aristoteles... eine Art Wirklichkeitserkenntnis, die auf dem praktischen Umgang beruht und an paradigmatische Einzelfälle gebunden ist... Sie führt daher nicht zu syst[ematischem] Wissen, sondern bleibt ‚Erkenntnis des Besonderen‘.“<sup>4</sup>

Beide Definitionen gehen also davon aus, dass Erfahrung auf „Einzelfällen“ beruht, auf „Ereignissen“, die man „paradigmatisch“ deutet, also in gewisser Hinsicht als typisch betrachtet. Erfahrungen sind die Geschichten, die wir heranziehen, wenn wir die Welt erklären wollen – oder vielleicht eher: an denen wir unsere Deutungen der Welt festmachen, mit denen wir zeigen, wie die Welt (unserer Wahrnehmung nach) ist. Weil das so ist, können jedoch zwei Menschen, die die gleiche Situation durchleben, unterschiedliche Erfahrungen machen. Der eine erfährt während eines holperigen Flugs durch Turbulenzen eine grundsätzliche Bestätigung seiner Flugangst und beschließt, nie wieder in eine solche Maschine zu steigen; die andere wird dagegen in derselben Situation gerade in ihrem Grundvertrauen in die Stabilität und Sicherheit von Flugzeugen bestärkt. Optimisten wie Pessimisten werden sich also immer bestätigt fühlen, egal wie die Situation aussieht.

Da Erfahrungen jeweils aus paradigmatischen Einzelfällen bestehen, wird die Sache noch etwas komplexer. Schon die Frage: Wie war das Wetter an eurem Urlaubsort?, kann bei einem gemeinsam verreisten Paar völlig unterschiedliche Erfahrungen hervorrufen: Der eine erzählt von den drei warmen Abenden, die man draußen verbracht hat, die andere dagegen von den drei Malen, in denen man auf einer Wanderung vom Regen überrascht worden ist. Je nachdem wird der Urlaub also als „sonnig“ oder „verregnet“ eingeschätzt werden. Die Erfahrung des Urlaubs ist zwar die gleiche, allerdings nicht die Antwort auf die Frage, welche Situationen denn nun als „typisch“ und damit als paradigmatisch für die gesamte Urlaubserfahrung betrachtet werden.

Mit dem Erlebnis verhält es sich ähnlich. Von der Erfahrung unterscheidet es sich nur insofern, als dass es mit stärkeren Emotionen verbunden ist und deshalb noch paradigmatischer wirkt als die bloße Erfahrung. So definiert Wikipedia: „Das Erlebnis ist ein Ereignis im individuellen Leben eines Menschen, das sich vom Alltag des Erlebenden so sehr unterscheidet, dass es ihm lange im Gedächtnis bleibt. Erlebnisse können befriedigender (z. B. Teilnahme an einer Feier, Sex), aufregender (z. B. ein Abenteuer oder eine Reise) oder traumatisierender (z. B. Opfer eines Verbrechens) Natur sein.“<sup>5</sup>

Nach der RGG<sup>4</sup> gehört zu einem Erlebnis deshalb immer ein „Interpretationsrahmen“, der „intersubjektiv vorgegeben“ ist und das Erlebnis erst damit zum Erlebnis macht, indem er es mit einer Sinndeutung, „ethischen Bezügen“ oder „ästhetischen Qualitäten“ auflädt.<sup>6</sup> Auf diesem Hintergrund wird verständlich, warum sich nicht nur „Meinungsmacher“ in den

<sup>3</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Erfahrung> (abgelesen am 17.10.2017).

<sup>4</sup> M. Willaschek, Art: Erfahrung I. Philosophisch, in: RGG<sup>4</sup> II, 1399f.

<sup>5</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Erlebnis> (abgelesen am 17.10.2017).

<sup>6</sup> M. von Brück, Art. „Erlebnis I. Religionswissenschaftlich“, in: RGG<sup>4</sup> II, 1425.

Medien, sondern auch Pädagogik und Theologie das Erlebnis zunutze machen wollen. Wer eine stark emotional aufrüttelnde Erfahrung macht, die zudem mit einem intersubjektiven Interpretationsrahmen versehen wird, „erlebt“ auf diese Weise, wie die Wirklichkeit ist. Auf diesem Muster baut letztlich jede Erziehung und Sozialisation auf.<sup>7</sup>

### „Die Meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“

*Max Frisch (1911-1991), Schweizer Schriftsteller*

Noch etwas komplizierter wird es allerdings, wenn man sich vergegenwärtigt, dass wir vieles von dem, was wir scheinbar „erleben“, in Wirklichkeit gar nicht erleben. Wir sind in der Regel noch nicht einmal körperlich anwesend, sondern beobachten es nur aus der Ferne – meist am Bildschirm. Diese „Erlebnisse“ können durchaus sehr eindrücklich und nachhaltig sein, sie sind aber dennoch nicht unmittelbar, sondern gefiltert. Die Programmverantwortlichen zeigen uns nämlich nur das, was sie uns zeigen wollen.<sup>8</sup>

In der Pädagogik wird aus diesem Grund zwischen Primär- und Sekundärerfahrung unterschieden. Erste bezeichnet alles, was wir tatsächlich am eigenen Leib erlebt haben, zweiteres dagegen die Erfahrungen anderer, die uns übermittelt werden. Letztere sind vielleicht sogar die wichtigeren Erfahrungen, nicht nur, weil sie uns helfen, unsere eigenen Erfahrungen einzuordnen, sondern auch, weil man bestimmte Erfahrungen – zum Beispiel Krieg, Mord, Umweltkatastrophen und vieles mehr – besser nicht selbst machen sollte. Das zeigt gleichzeitig auch die Problematik der Sekundärerfahrungen: Mit ihnen lässt sich zum Beispiel die (mit Blick auf das nach der Unfallstatistik mit Abstand sicherste Verkehrsmittel vollkommen unbegründete) Flugangst rechtfertigen. Diese kann natürlich kaum auf Primärerfahrungen gestützt werden (weil Flugzeugabstürze in der Regel nicht überlebt werden), ist für jemanden, der zum Beispiel durch die Medienberichterstattung und Spielfilme eine entsprechende „Sekundärerfahrung“ verfügt, dennoch mehr als begründet.<sup>9</sup>

---

<sup>7</sup> Auf diesen Zusammenhang macht in satirischer Weise die amerikanische Fernsehserie „*Arrested Development*“ aufmerksam. In ihr versucht ein Vater seinen Kindern die verschiedensten Dinge (z. B. dass man die Finger von Drogen lassen soll, aber auch, dass man die Haustür nicht aufstehen lässt, wenn die Klimaanlage angeschaltet ist) damit beizubringen, indem er einen einarmigen Mann engagiert, der in der jeweiligen Situation dramatisch seinen Arm verliert, weil die Kinder etwas falsch gemacht haben. Diese Schocktherapie funktioniert jedoch nur so lange, wie tatsächlich ein Schock entsteht. Sobald die Kinder merken, dass immer jemand den Arm verliert, wenn sie etwas falsch machen – sobald diese „Erfahrung“ also ihre Außergewöhnlichkeit verliert – „erleben“ sie in dieser Hinsicht nichts mehr und ändern daher auch nicht ihr Verhalten.

<sup>8</sup> Sehr plastisch wurde dies in der Vorweihnachtszeit 2017, als ein Filmclip mit einem ausgemergelten Eisbären durch die deutsche Medienlandschaft geisterte. Unter anderem verlinkte „Der Spiegel“ den Clip in seiner Onlineausgabe und versah ihn mit dem Teaser: „Ein Video aus der Arktis zeigt drastisch die Folgen des Klimawandels für Eisbären“ (<http://www.spiegel.de/wissenschaft/natur/sterbender-eisbaer-so-sieht-es-aus-wenn-man-verhungert-a-1182533.html>, 30.12.2017). Wenig später wurden jedoch Zweifel laut, ob der Eisbär tatsächlich an den Folgen des Klimawandels zugrundegegangen ist oder nicht viel eher (aber eben weitaus unspektakulärer) an einer damit nicht verbundenen Krankheit (vgl. etwa: <https://www.welt.de/wissenschaft/article171928282/Sterbender-Eisbaer-Stimmt-die-These-vom-Klimawandel.html>, 30.12.2017). „Lügen“ die Bilder also? Nein. Der Eisbär ist tot und der Klimawandel ist ebenfalls eine Tatsache. Allerdings ist die Verbindung zwischen beidem das Konstrukt eines Naturschützers, der durch das Erzeugen eines „Erlebnisses“ einen pädagogischen Zweck erreichen wollte.

<sup>9</sup> Besonders in Bezug auf Kriminalität wird diese Verbindung immer wieder deutlich: Wie sicher wir uns an einem bestimmten Ort zu einer gegebenen Zeit fühlen, hängt in der Regel nicht von der Kriminalstatistik ab, in die haben wir nämlich normalerweise gar keinen Einblick. Wir können also überhaupt nicht sagen, wie viele Menschen an dieser Stelle Opfer eines Verbrechens geworden sind, auch nicht, wie wahrscheinlich so etwas dort im Vergleich zu anderen Orten ist. Ob hier jeder Tausendste zum Opfer wird, jeder Millionste oder jeder Dritte, wissen wir also gar nicht, obwohl dieses Wissen doch eigentlich grundlegend für die Frage nach unserem Sicherheitsgefühl sein müsste. Statt dessen hängt unser Sicherheitsgefühl an der konstruierten Wirklichkeit der in den Medien „gemachten“ Sekundärerfahrungen. Wenn wir z.B. in Spielfilmen ständig „erleben“, dass Menschen nachts im Wald überfallen werden, werden wir uns dort unsicherer fühlen als etwa auf dem Parkplatz vor einer belebten Kneipe – obwohl die Kriminalstatistik vermutlich auf das Gegenteil schließen ließe.

Gerade Sekundärerfahrungen eignen sich deshalb zur Beeinflussung von Menschen. Indem sie uns eine konstruierte Wirklichkeit vor Augen malen, die wir jedoch – umso mehr, je mehr Zeit wir an unseren Bildschirmen verbringen – beinahe zwangsläufig für die tatsächliche Wirklichkeit halten („ich habe es doch gesehen!“), liefern sie uns „Erlebnisse“, die so aufbereitet worden sind, dass wir sie für paradigmatisch halten. Die konstruierte Wirklichkeit liefert uns also die Brille, durch die wir die tatsächliche Wirklichkeit betrachten.

Das wirft natürlich ein paar Fragen auf: Die erste ist sicher die, ob es so etwas wie eine „tatsächliche Wirklichkeit“ überhaupt gibt oder ob nicht alles notwendigerweise Konstruktion sein muss, weil niemand „objektive“ Erfahrungen macht, sondern alle nur subjektive. Einen direkten Zugang zur Wirklichkeit hätte demnach keiner, wir erleben sie ja immer nur ausschnittsweise und im Licht unserer bisherigen Erfahrungen.

Doch selbst wenn es uns gelingen sollte, auf diese Frage eine Antwort zu finden, kommen wir nicht um eine zweite herum. Wenn sich Wirklichkeit nämlich überzeugend konstruieren lässt, dann müssen wir umso mehr auf das dahinterstehende Weltbild achten. Mit einem entsprechenden „Erleben“ können Menschen schließlich ebenso „erfahren“, dass man anderen grundsätzlich vertrauen kann wie auch dass man ihnen misstrauen sollte. Mit Erlebnissen lässt sich Rassismus ebenso begründen wie der Kampf dagegen. Erfahrungen sind schließlich nie neutral, sondern vermitteln und bestärken Weltbilder. Und damit kommen Philosophie und Theologie ins Spiel.

**„Das schlechthin Unbedingte wird in der Erfahrung gar nicht angetroffen.“**

*Immanuel Kant (1724-1804), deutscher Philosoph*

Das Problem, um das es dabei geht, ist beinahe so alt wie die Philosophie selbst: Im Zentrum steht die Frage, ob das „Eigentliche“ sozusagen die Summe der Erfahrungen ist oder ob es eher etwas ist, was unabhängig von unseren Erfahrungen existiert. Den Anfang machte der griechische Philosoph Platon († 348/7 v. Chr.). Er ging grob gesagt davon aus, dass es so etwas wie nur mit dem Geist erfassbare unkörperliche und unveränderliche Gegebenheiten gibt, die er „Ideen“ nannte. Man kann nach Platon also etwas „an sich“ beschreiben, sagen, wie es „von Natur aus“ ist, ohne dabei auf „Erfahrungen“ zurückgreifen zu müssen. Die Erfahrungswelt war Platon nämlich zu veränderlich. Denn wer kann schon aus Beobachtung sagen, was zum Beispiel das „Eigentliche“, das „Wesen“ des Menschen (als Gattungsbegriff) ausmacht? Das erschließt sich dem Denker nach Platon nur, wenn er von einem geistigen „Urbild“ des Menschen ausgeht, das sich mehr oder weniger in den einzelnen Menschen zeigt – aber eben niemals ganz. Denn der Mensch als „Ideal“ ist immer mehr als die Summe aller menschlichen Tugenden und Eigenschaften.

Die von Platon begründete Philosophie geht daher deduktiv vor, das heißt, sie schließt vom „Wesen“ der Dinge auf die Dinge selbst. Platon wurde damit zum Begründer des „Idealismus“ (von „Idee“), also jener philosophischen Richtungen, die von einem nur denkerisch zu erfassenden „Ideal(zustand)“ her die Wirklichkeit betrachten und beurteilen.

Wie wichtig und prägend diese Denkrichtung bis heute ist, zeigt sich daran, dass es in nahezu jeder religiösen oder politischen Strömung Idealisten gibt (die natürlich unterschiedliche Ideale haben, sei es nun „radikale Nachfolge“, eine „gerechte Gesellschaft“ oder einen „nachhaltigen Lebensstil“). Sie alle haben eins gemeinsam: Ihr Ideal ist nicht aus Erfahrungen abgeleitet, vielmehr wird die eigene Erfahrung vom Ideal her betrachtet. Die Wirklichkeit fällt dabei zwangsläufig hinter dem Ideal zurück. Eine wirklich „radikale Nachfolge“ erlebt man nämlich ebenso wenig wie eine tatsächlich „gerechte Gesellschaft“ oder einen echt „nachhaltigen Lebensstil“. Das hindert einen Idealisten in der Regel jedoch nicht, seinen Idealen weiter nachzueifern. Denn weil sie als geistige Objekte existieren, muss es auch möglich sein, sie wirklich werden zu lassen.

Platons berühmtester Schüler Aristoteles († 322 v. Chr.) widersprach seinem Lehrer im entscheidenden Punkt: Für ihn war das „Wesen der Dinge“ nicht jenseits von ihnen in einer

geistigen Ideenwelt zu finden, sondern in den Dingen selbst. Entsprechend sieht auch sein Erkenntnisprozess aus. Er beginnt nicht wie bei Platon mit dem Denken, am Anfang steht vielmehr die Wahrnehmung, die mit der Erinnerung an ähnliche Dinge verbunden ist. Je mehr man dabei mit verschiedenen konkreten Einzelfällen zu tun hat, die alle in dieselbe Richtung verweisen, desto mehr kann man von Erfahrung sprechen. Aus diesen Erfahrungen lassen sich in einer letzten Stufe allgemeine Schlüsse ziehen. Wer daher wissen will, wie der Mensch „an sich“ ist, kann dies nicht durch einen denkerischen, deduktiven Prozess tun, sondern nur induktiv, indem er also von vielen Einzelnen auf das Allgemeine schließt. Die Frage, wie zum Beispiel eine „gerechte Gesellschaft“ aussieht, würde Aristoteles daher nicht von einem Ideal der Gerechtigkeit her beantworten, sondern indem er sich verschiedene Gesellschaftsformen anschaut und davon diejenige auswählt, in der es am gerechtesten zugeht.

Wie die von Platons Ansatz herkommenden Idealisten finden sich auch die Nachfolger des Aristoteles heute zuhauf. Sein Ansatz hat nicht nur unseren (Natur)Wissenschaftsbegriff geprägt, er wird letztlich auch von allen verwendet, die sich der Wirklichkeit empirisch nähern. Solche Menschen gelten als „Realisten“ und „Pragmatiker“, sie streben keinen Idealen nach, sondern versuchen, das Beste aus den vorhandenen Möglichkeiten zu machen.

Im praktischen Leben gibt es natürlich oft Mischformen, allerdings bin ich mir sicher, dass die meisten Menschen so etwas wie eine „Grunddisposition“ in die eine oder andere Richtung haben. Wir hängen entweder Idealvorstellungen von Beziehungen, Arbeit und Glück an oder versuchen jeweils in den vorgegebenen Situationen das Beste daraus zu machen.

Richtig interessant wird es dabei, wenn wirklich tiefgreifende Fragen beantwortet werden müssen. Ein Rabbiner hat mir gegenüber zum Beispiel einmal gesagt, er verstehe nicht, warum es im Christentum ein „Märtyreriideal“ gebe. Kein Jude sei verpflichtet, für seinen Glauben zu sterben. Begründet hat er dies damit, dass das Gesetz zum Leben dienen solle. Und Gott wisse schließlich, dass es in Zeiten der Verfolgung das Gegenteil bewirke. Hier zeigt sich also eine grundlegend pragmatische Haltung in der Gottesbeziehung. Man weiß, dass die Menschen Ideale nicht umsetzen können, ja, dass sie in Grenzsituationen daran zerbrechen werden. Gefordert ist deshalb gerade nicht das (letztlich erfolglose) Streben nach einem (unerreichbaren) Ideal, sondern das angemessene Verhalten in der jeweiligen Situation. Wo der Glaube gelebt werden darf, muss man ihn ausüben. Wird er dagegen unterdrückt, darf man ihn verleugnen – um ihn sofort wieder zu bekennen, sobald das möglich ist.

Das Christentum vertritt dagegen eher die Auffassung, man solle keine Kompromisse zwischen dem Ideal und dem Leben schließen. Wenn der Glaube echt ist – also am Ideal orientiert – ist er es immer, egal in welcher Situation sich der Gläubige befindet. Das Martyrium wird auf diese Weise geradezu zum Beweis für die Echtheit des Glaubens (Martyrium heißt nicht von ungefähr „Zeugnis“), weil damit gezeigt wird, dass dem Gläubigen das Ideal wichtiger ist als sein Leben.

**„Denken ist wundervoll, aber noch wundervoller ist das Erlebnis.“**

*Oscar Wilde (1854-1900), englischer Schriftsteller*

Noch spannender wird es, wenn man sich den Glauben selbst unter diesen Gesichtspunkten anschaut. Was ist der christliche Glaube – die Summe dessen, was Christen glauben, oder gibt es so etwas wie einen zeitlosen, unverrückbaren Bestand an Glaubenssätzen, der auch dann noch „wahr“ und richtig ist, wenn kein Mensch mehr an ihn glaubt? Wie soll man Gott verstehen – ist das die Summe der Erfahrungen, die Menschen mit Gott gemacht haben, oder gibt es darüber hinaus noch mehr, was unseren Erfahrungen völlig unzugänglich, aber für unser Verstehen trotzdem wichtig ist? Was ist Ethik – ist es die Summe dessen, was Christen (oder andere) für ethisch halten, oder gibt es so etwas wie ein unveränderliches Ideal, an das sich alle halten sollten, selbst wenn es keiner tut?

Schon diese wenigen Fragen machen deutlich, wie sehr es hier ans „Eingemachte“ geht. Die Antworten fallen – je nach Denkrichtung – grundlegend unterschiedlich aus. Für einen



„Idealisten“ sind Mann und Frau feststehende Konzepte, für die es jeweils klare Idealvorstellungen gibt. Ein „Realist“ sieht die Geschlechter dagegen eher im Fluss. Feste Ideale gibt es nicht, sondern nur „soziale Konstruktionen“, die aber jeweils etwas mit den entsprechenden Situationen zu tun haben. Für einen „Idealisten“ ist die heterosexuelle, lebenslange Ehe Gottes Vorstellung vom sexuellen Miteinander der Menschen, für einen „Realisten“ gibt es zwar Sexualität, die wird aber zu unterschiedlichen Zeiten und Situation auf unterschiedliche Weise gelebt. Für einen „Idealisten“ ist der christliche Glaube etwas Unverrückbares, das sich in Glaubensbekenntnissen und einer festgelegten liturgischen Formensprache ausdrücken lässt, für einen „Realisten“ ist Glaube das, was Christen jeweils als solchen bekennen und ausleben.

Das Christentum kann übrigens mit beiden Konzepten gut leben. In der Antike war es sehr „platonisch“ ausgerichtet – was an dem Kirchenvater Augustin († 430) liegt, der Neuplatoniker war – im Mittelalter wurde dann Aristoteles rezipiert, unter anderem von einem der wichtigsten Theologen der römisch-katholischen Kirche, Thomas von Aquin († 1274). Weil Martin Luther Augustinermönch war, spiegelt der Unterschied zwischen den Konfessionen auch ein wenig den zwischen Platon und Aristoteles wieder. Die römisch-katholische Kirche ist von der Frömmigkeit her sehr breit aufgestellt und jederzeit bereit, neue Formen zu integrieren. Die reformatorische Theologie tut sich damit traditionell schwerer, weil sie im Christentum zur Zeit des Neuen Testaments ein Ideal vor Augen hat, dem es nachzueifern gilt. Während die römisch-katholische Kirche also in der Summe aller möglichen Frömmigkeitserfahrungen die christliche Frömmigkeit entdeckt, wird im evangelischen Bereich immer wieder darüber diskutiert, welche denn nun die „richtige“ (= dem urchristlichen Ideal entsprechende) ist.

Über die Frage, ob zum Beispiel die Kindertaufe „biblisch“ im Sinne von „von den Aposteln vertreten“ ist, braucht man in der katholischen Theologie nicht zu streiten. Hier wird man freimütig zugeben, dass sie im ersten Jahrhundert vermutlich noch nicht existiert hat und erst später im Zusammenhang mit der intergenerationellen Weitergabe des Glaubens eingeführt worden ist. Das stört jedoch gar nicht, schließlich haben die dahinterstehenden Erfahrungen, die zur Einführung der Kindertaufe geführt haben, ihre Berechtigung. Und weil der Heilige Geist seine Kirche durch die Zeit führt und begleitet, ist die Kindertaufe auch weiterhin gerechtfertigt, weil sie ähnliche Erfahrungen anstößt.

Ein evangelischer Theologe kann so nicht argumentieren. Hier dreht sich der Streit um Kinder- bzw. Erwachsenentaufe in allererster Linie um die Frage nach der Praxis der Apostel im ersten Jahrhundert (und sei es mit wilden Spekulationen darüber, wer von den so genannten „Haustaufen“ der Apostelgeschichte betroffen war). Lässt sich das nicht klären – weil uns kein Fall aus dem Neuen Testament bekannt ist, wo christliche Eltern Kinder bekommen und dann vor der Frage stehen, ob ihr Kind als Glied am Leib Christi aufwachsen (Kindertaufe) oder im Unterschied zu den Eltern bis zu einer bewussten Entscheidung nicht dazugehören soll (Erwachsenentaufe) – dann debattiert man doch wenigstens darüber, was die Apostel getan *hätten*, *hätte* es solch einen Fall gegeben.

Der Unterschied zwischen den Konfessionen zeigt sich auch in dem Bereich, den man „natürliche Theologie“ nennt, also an der Frage, ob und wenn ja inwieweit man aus der Schöpfung (inklusive der menschlichen Philosophie) Rückschlüsse auf Gott ziehen kann. Die römisch-katholische Theologie ist da sehr inklusiv, was man nicht zuletzt daran merkt, dass die Beschäftigung mit der antiken Philosophie bis heute unverzichtbar zur katholischen theologischen Ausbildung gehört. Dabei beruft sie sich auf Paulus, der in seiner Rede auf dem Areopag in Athen zwei heidnische Schriftsteller mit den Worten zitiert:

*Gott „hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen, dass sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns.*

*Denn in ihm leben, weben und sind wir; wie auch einige Dichter bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts.“ Apostelgeschichte 17,26-28)*

In seinem Brief an die Römer spricht Paulus zudem davon, Gottes „unsichtbares Wesen – das ist seine ewige Kraft und Gottheit – wird seit der Schöpfung der Welt, wenn man es wahrnimmt, ersehen an seinen Werken“ (Römer 1,20). Hieraus wird abgeleitet, dass auch Nichtchristen aus der Betrachtung der Schöpfung Erkenntnisse über Gott haben können. Die menschliche Erfahrung bekommt also neben der Selbstoffenbarung Gottes Bibel einen eigenen Wert. Die katholische Theologie argumentiert daher in vielen Bereichen zunächst mit der „natürlichen Theologie“ bzw. dem „Naturrecht“ (also (scheinbar) von Christen wie Anders- oder Nichtgläubigen anerkannten Vorstellungen), das erst in einem zweiten Schritt durch die Offenbarung bestätigt, erläutert und ergänzt wird. Dass die heterosexuelle Ehe zwischen zwei Menschen die „natürliche“ Form des geschlechtlichen Zusammenlebens ist, in der auch Kinder aufwachsen sollen, braucht die katholische Theologie daher nicht mit der Bibel zu begründen. Hier reicht ein Hinweis darauf, dass dies in (praktisch) allen Kulturen so ist. Wie die Ehe dagegen geführt werden soll – als Abbild der Beziehung zwischen Christus und der Gemeinde (vgl. Epheser 5,21-33) – kann man dagegen nur aus der Offenbarung erfahren, die die „natürliche Theologie“ ergänzt.

Dieser Vorgehensweise widerspricht die Reformation vehement. Die Sünde des Menschen, seine grundlegende Trennung von Gott, wirkt sich nach Ansicht der Reformatoren nämlich auch auf sein Erkenntnisvermögen aus. Entsprechend formuliert es Martin Luther in seinen „Schmalkaldischen Artikeln“ von 1537:

*Die „Erbsünde ist eine so ganz tiefe, böse Verderbnis der Natur, dass keine Vernunft sie kennt, sondern sie muss aus der Offenbarung der Schrift geglaubt werden, Ps 51 und Röm 5; Ex 33; Gen 3. Darum sind das eitel Irrtümer und Blindheit gegen diesen Artikel, was die Schultheologen gelehrt haben: Nämlich, dass nach dem Erbfall Adams des Menschen natürlichen Kräfte ganz und gar unverderbt geblieben sind. Und der Mensch habe von Natur eine rechte Vernunft und guten Willen, wie die Philosophen solches lehren.“ (III,1)*

Auf diesem Hintergrund wird auch Paulus anders verstanden. Evangelische Theologen weisen immer wieder daraufhin, dass es sich bei dem oben zitierten Satz aus dem Römerbrief um einen Ausschnitt aus einer längeren Anklage handelt. Hier wird also nicht gesagt, was die Menschen erkannt haben, sondern nur, was sie „hätten erkennen können“ – aber eben *nicht* erkannt haben. Der Mensch wäre demnach zwar theoretisch in der Lage, Gott in der Schöpfung zu erkennen, ist es aber praktisch nicht, weil ihm sein Sündersein, seine grundsätzliche, tiefgreifende Trennung von Gott im Weg steht.

Die Areopagrede lässt sich in dieselbe Richtung deuten: Hier werden zwar heidnische Dichter zitiert, Gott selbst bleibt jedoch „unbekannt“, er wird bestenfalls „unwissend verehrt“ (Apostelgeschichte 17,23), so wie das sprichwörtliche blinde Huhn ab und zu auch einmal ein Korn findet – durch puren Zufall und nicht, weil es über die entsprechenden Kompetenzen verfügt. Mit anderen Worten: Selbst wenn die heidnischen Philosophen etwas erkannt haben sollten, wissen sie es nicht, können also nicht zwischen echten und vermeintlichen Erkenntnissen unterscheiden. Erst ein Paulus, dem Gott sich offenbart hat, kann sagen, was in dieser Hinsicht richtig und was falsch ist. Die heidnische Philosophie ist daher an sich keine Erkenntnisquelle, sondern nur ein Ausdruck des menschlichen Suchens nach Erkenntnis – und vermutlich auch der menschlichen Arroganz, die Gott erkannt zu haben glaubt. Wirkliche Erkenntnis lässt sich dagegen nur in der Schrift finden.

Damit aber stehen wir vor einem Phänomen, das auf den ersten Blick paradox erscheinen mag: Die evangelische Theologie ist eigentlich „radikaler“ (von *radix*, „Wurzel“) als die römisch-katholische. Weil sie einem unveränderlichen Ideal naheifert – dem Christentum der ersten Apostel – gibt es in ihr weniger Veränderungsmöglichkeiten. Neue exegetische

Methoden mögen zu neuen Erkenntnissen führen, das erste Jahrhundert wird sich jedoch nicht mehr verändern, nur unsere Kenntnis darüber.

Allen heutigen Betonungen des „Revolutionären“ an der Reformation zum Trotz ging es ihr also nicht um eine Weiterentwicklung oder gar Modernisierung des Glaubens, sondern gerade um seine Wiederherstellung. *Ad fontes* – „zu den Quellen“, dieser Leitspruch der Humanisten stand auch Pate bei der Reformation. Entsprechend falsch werden Luther, Calvin und die anderen Reformatoren verstanden, wenn man bei ihnen die „Freiheit“ in den Mittelpunkt rückt. Im Zentrum ihres Wirkens stand vielmehr die Bindung, die erneuerte Ausrichtung der Kirche an das vorhandene, in der Schrift geoffenbarte Evangelium. Freiheit ist dagegen nur ein Nebengedanke: Da, wo menschliche Institutionen – allen voran die bisherige Kirche – die Gläubigen binden und von dieser eigentlichen Bindung an das Evangelium abhalten, ist Freiheit gefordert. Aber eben nur da.

Die römisch-katholische Theologie ist damit anpassungsfähiger, weil sie die Erfahrungen der jeweils lebenden Generation in ihre Überlegungen miteinbezieht und teilweise als Tradition konserviert. Das erscheint paradox, weil man im täglichen Umgang bei katholischen Theologen eine größere „Prinzipientreue“ und Inflexibilität erlebt als bei evangelischen. Eine kleine Illustration verdeutlicht jedoch vielleicht, was ich meine: In der Bibel wird das Fasten als geistliche Übung empfohlen. „Typisch“ (in evangelischen Augen) für einen katholischen Umgang mit dem Thema ist ein Pragmatismus, der an das erinnert, was auch der weiter oben erwähnte Rabbiner ausgestrahlt hat. Es gibt zwar Fastenzeiten, aber die werden entsprechend „gerahmt“ (wie die Passionszeit durch den Karneval und die Naschereien an Ostern) bzw. gleich mit Regelungen versehen, die ein (in evangelischen Augen) „echtes Fasten“ ad absurdum führen wie etwa das ausgiebige Fischgericht am fleischfreien Tag oder das hochprozentige „Fastenbier“, das die Gläubigen über den Hunger hinwegtröstet. So wundert es nicht, dass der Katholizismus über lange Jahrhunderte als die lebensfreudigere und „laxere“ Variante des Christentums galt, denn schließlich sind all diese Dinge ja eine Aufnahme von Erfahrungen: Auf diese Weise lässt das Fasten sich ertragen, ansonsten wird es zur Quälerei.

Genau das widerspricht jedoch dem protestantischen Grundgedanken, der sich am Ideal orientiert. Dass Fasten eine Quälerei ist, wenn man es richtig (also auf ideale Weise) anstellt, kann als gesetzt gelten. Entscheidend ist also nur noch die Frage, ob Jesus ein Fasten gewollt oder gar geboten hat. Typisch evangelisch ist daher entweder ein völliger Verzicht aufs Fasten – weil das vermeintlich nicht in Jesu Sinne wäre – oder aber ein „Wenn schon fasten, dann aber richtig“, also ohne Karneval, Fisch und Starkbier. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang die jährlich wieder geführte Diskussion um die jeweils vorgeschlagene Aktion bei „Sieben Wochen ohne“. Evangelische Christen ertragen es nicht, beispielsweise sieben Wochen kein Auto zu fahren, ansonsten aber schon. Denn entweder widerspricht Autofahren dem urchristlichen Ideal, dann sollte man es ganz lassen und nicht nur sieben Wochen lang, oder es ist durchaus erlaubt bzw. gar geboten, dann aber sollte man es auch während der „Fastenzeit“ guten Gewissens tun.

**„Es ereignet sich nichts Neues. Es sind immer dieselben alten Geschichten, die von immer neuen Menschen erlebt werden.“**

*William Faulkner (1897-1962), amerikanischer Schriftsteller*

In unserer vor allem an Erfahrungen orientierten Zeit ist damit die römisch-katholische Kirche besser aufgestellt als die evangelische, was sich im großen „Markt der Religionen“ auch zeigt. Im Bereich der „Spiritualität“ verfügt die katholische Kirche über ein breites Angebot möglicher Erfahrungen, die von Exerzitien für Manager bis hin zu Schweigewochenenden für Jugendgruppen reichen. Dasselbe gilt für die Gestaltung der Frömmigkeit im Alltag oder die Formen geistlicher Gemeinschaften. Die evangelische Kirche hat in all diesen Bereichen nur

wenig zu bieten, es sei denn, sie „leibt“ sich entsprechendes von der katholischen oder anderen Kirchen (wenn nicht gar aus anderen Religionen).

Flexibilität im Sinne eines Eingehens auf die Zeit, eines Entgegenkommens gegenüber (vermeintlich) neuen Erfahrungen kann sie sich nämlich nur durch den hohen Preis einer schrittweisen Aufgabe des „Markenkerns“ erkaufen.<sup>10</sup> Damit ist der weitere Weg vorgezeichnet: Um das eigentlich immer gleich bleibende Ideal mit der sich vor ihm ständig weiter weg bewegenden Wirklichkeit versöhnen zu können, muss zwangsläufig das Ideal zu immer unkonkreteren Allgemeinplätzen „verdünnt“ werden. Wer von „Gottglauben“, „Spiritualität“, „Mitmenschlichkeit“ und ähnlichen redet, ist damit zwar zwangsläufig näher an der eigenen Zeit, bezahlt dafür allerdings damit, dass das Ideal schwimmt.

Diese Vorgehensweise führt zwangsläufig zu der überall zu beobachtenden Tendenz, nahezu ausschließlich aus den Erfahrungen zu argumentieren. Wenn die Schrift sie nicht mehr korrigieren darf, erübrigt sich eine sorgfältige Exegese.<sup>11</sup> Indem aber auf die Exegese verzichtet wird, indem das Ideal als solches infrage gestellt wird, verflüchtigt sich die evangelische Theologie in die Beliebigkeit. Am Ende steht dann tatsächlich nur noch die zeitgenössische Erfahrung – im Unterschied zur römisch-katholischen Kirche allerdings ohne Bezug zur Tradition. Hier wird also nicht weiter-, sondern neugeschrieben.

Aus diesem Dilemma kann sich die evangelische Theologie nur befreien, wenn sie entweder katholischer wird – also einen Prozess einleitet, in dem die Tradition nicht nur sorgfältig rezipiert und gewürdigt, sondern auch (zumindest implizit) als zweite Offenbarungsquelle anerkannt wird – oder aber evangelischer in dem Sinne, dass sie sich wieder auf ihr Ideal besinnt. In einer immer mehr an Erfahrungen ausgerichteten Welt wird das jedoch nicht nur

---

<sup>10</sup> Wie das funktioniert, macht zum Beispiel die „Orientierungshilfe“ „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken“ (EKD 2013) deutlich, mit der der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland im Jahr 2013 auf die in den letzten Jahrzehnten entstandenen „neuen“ Formen des Zusammenlebens reagieren wollte. Vom klassischen reformatorischen Standpunkt her müsste an dieser Stelle zwar alles klar sein. Die Vorstellungen im Judentum und frühen Christentum zu Ehe und Familie sind sattsam bekannt, dass irgendwelche neuen Methoden die bisherigen Erkenntnisse grundlegend infrage stellen werden, ist also kaum zu erwarten. Im Bereich der Exegese gibt es also nur wenig Neues zu erwarten. Der in der römisch-katholischen Theologie übliche „Kniff“, mit der Tradition zu argumentieren, erübrigt sich ebenfalls. Während die katholische Theologie von zwei Quellen der Offenbarung – Schrift und Tradition – ausgeht, gilt bei Evangelischen das „*sola Scriptura*“. Fast schon abfällig äußert sich denn auch die evangelische „Orientierungshilfe“ über die „bürgerliche Ehe und Familie“. Die bislang als traditionell verstanden Vorstellungen werden letztlich als ein Produkt des 19. Jahrhunderts betrachtet (:35f.), die gerade deshalb heute nicht als verbindlich gehandelt werden müssen. Das eigentliche Feld, in dem sich die evangelische Theologie beweisen muss, ist schließlich nicht die Tradition, sondern die Exegese. In diesem Zusammenhang stellt die „Orientierungshilfe“ fest: „Heute wissen wir: Ein Verständnis der bürgerlichen Ehe als ‚göttliche Stiftung‘ und der vorfindlichen Geschlechter-Hierarchie als Schöpfungsordnung entspricht weder der Breite biblischer Tradition noch dem befreienden Handeln Jesu, wie es die Evangelien zeigen“ (EKD 2013:59). Mit dieser Relativierung ist implizit eine Verringerung des Kerns der Botschaft verbunden bzw. seine Auflösung in allgemeine Begriffe. Ging die evangelische Theologie bis dahin noch davon aus, dass nicht nur Liebe, Zuneigung und ähnliches zum verbindlichen Kernbestand von Ehe als „Schöpfungsordnung“ gehören, sondern auch eine bestimmte Form, in der so etwas stattfinden sollte, stellt die „Orientierungshilfe“ nun fest, „dass wir vor Gott weder auf unser Mann- oder Frausein noch auf unsere soziale Stellung festgelegt sind. Mit der Entdeckung der Rechtfertigung und Gleichheit aller ‚Kinder Gottes‘ (Gal 3,26-28) gewannen Christinnen und Christen die Freiheit, [...] den eigenen Lebensentwurf zu gestalten, der eigenen Berufung zu folgen und sich aus eigener Entscheidung in neue Bindungen zu stellen“ (:61). Deshalb sind „gleichgeschlechtliche Partnerschaften, in denen sich Menschen zu einem verbindlichen und verantwortlichen Miteinander verpflichten, auch in theologischer Sicht als gleichwertig anzuerkennen“ (:66). Mir geht es an dieser Stelle gar nicht um die Inhalte, sondern um die Vorgehensweise. Um zeitgenössische Erfahrungen in das alte Ideal zu integrieren zu können, bleibt der evangelischen Theologie nämlich kaum etwas anderes übrig, als das Ideal so lange auf das „Wesentliche“ zu reduzieren, bis es schließlich „passt“. Die Möglichkeit, Tradition fortzuschreiben und behutsam anzupassen, gibt es ja nicht.

<sup>11</sup> Auch wenn die Volkskirchen aufgrund ihrer größeren Bandbreite an „Erfahrungen“ in der Anpassung des Ideals weiter fortgeschritten sind als die Freikirchen, bedeutet das nicht, dass letztere an diesem Punkt immun sind. Die Geschichte lehrt vielmehr, dass Freikirchen nahezu alle Trends und Entwicklungen in den Volkskirchen mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung ebenfalls nachvollziehen.

konservativ, sondern vielerorts sogar als reaktionär erscheinen. Die Kirche wäre ein theologischer Dinosaurier, der sich standhaft weigert auszusterben. Aber vielleicht ist das ja ihr Platz in einer Welt, die aufgrund ihrer Erfahrungsorientierung jeglichen Halt zu verlieren droht.

Tatsächlich scheint daneben allerdings noch ein weiterer Weg beschritten zu werden, der aber ebenfalls in eine theologische Sackgasse führt: Indem der Glaube zunehmend erlebnisorientiert verstanden und ein entsprechendes intellektuelles Fundament aufgegeben wird, lässt er sich als „Eventchristentum“ neu inszenieren. Dies kann entweder in Form von Großereignissen geschehen, die ein mit dem Alltag von Gemeinden kaum verbundenes Publikum anziehen, wie auch in einer auf den zeitgenössischen Hyperindividualismus aufbauenden Variante. In ihr wird so getan, als gelten die biblischen Verheißungen an das Gottesvolk als Kollektiv statt dessen „jedem Einzelnen ganz persönlich“. Entsprechend wird dabei versucht, den vom Aufklärungsphilosophen Lessing geforderten „Erweis des Geistes und der Kraft“ im Erleben des einzelnen Gläubigen zu erbringen.

Auch wenn das auf den ersten Blick einen Ausweg aus der intellektuellen Glaubwürdigkeitskrise des Christentums in einer erfahrungshungrigen Zeit zu bieten scheint, führt es dennoch aus zweierlei Gründen in eine Sackgasse: Zum einen wird die Gotteserfahrung grundsätzlich vom Alltäglichen getrennt und damit auf das Außergewöhnliche („Zeichen und Wunder“) begrenzt. Sie bekommt damit einen ähnlichen Eventcharakter wie eine Großveranstaltung und unterscheidet sich damit zwangsläufig vom „alltäglichen Christsein“ so sehr wie ein Kirchentag von einer Kirchengemeinde.

Als Brücke zu einer vertieften Frömmigkeit im Alltag kann daher eine besondere Gotteserfahrung nur dienen, wenn sie gleichzeitig von entsprechender theologischer Reflexion begleitet wird (also echter Arbeit!) – ähnlich wie ein besonderer gemeinsamer Abend eine Beziehung nur dann stärken kann, wenn er gleichzeitig mit intensiver Beziehungsarbeit verbunden wird. Geschieht dies nicht, bleibt alles auf der Ebene des Events, wodurch sie die dahinterstehende Problematik noch verstärkt: Denn je mehr das Außeralltägliche häufig und damit alltäglich wird, desto mehr verliert es notwendigerweise seinen außeralltäglichen Charakter. Wer auf der Suche nach außeralltäglichen Erfahrungen ist, braucht deshalb in dieser Hinsicht eine immer stärkere Stimulation, um zu einem ähnlichen Erleben zu kommen. Oder um es anders zu formulieren: Am Anfang mag die Heilung von starken Kopfschmerzen als Wunder gelten, dann müssen es deutlicher sichtbare körperliche Symptome sein und irgendwann „hilft“ nur noch eine Totenauferweckung, um denselben Effekt auszulösen.

Damit befindet man sich freilich schnell in einem Dilemma. Wenn nämlich der eigene Glaube vor allem auf Erlebnissen aufbaut, wird dieser Erlebnishunger nie gestillt werden können, ja sogar nach immer spektakuläreren Erlebnissen schreien (also ein ähnlicher Effekt einsetzen wie bei Extremsportlern). Weil diese jedoch nur dann gestillt werden könnten, wenn Gott sich auf dieses Spielchen einließe (was nicht sehr wahrscheinlich ist), bleibt als einziger „Ausweg“ eine „erlebnisorientierte“ Form gesetzlicher Frömmigkeit. Irgendjemand muss schließlich die („gefühlten“) Verheißungen Gottes wahr machen. Und wenn er sich weigert, hat das gefälligst entweder die Gemeinde zu übernehmen (die dann nach ihren Eventversprechungen ausgewählt wird) oder aber der Gläubige selbst, der durch entsprechende „Vorleistungen“ Gott zum gewünschten Verhalten „zwingen“ muss. Beides führt jedoch zu einer alles andere als gesunden und reifen Frömmigkeit.

**„Erfahrung ist eine teure Schule, aber Narren wollen anderswo nicht lernen.“**

*Benjamin Franklin (1706-1790), amerikanischer Staatsmann und Naturwissenschaftler*

Was bedeutet dies alles nun in der anfangs geschilderten Situation, in der eine Bibelschülerin auf einer Party einen Atheisten trifft? Nun, zum einen lässt sich die der weltanschauliche Unterschied durch den Verweis auf jeweilige persönliche Erfahrungen nicht lösen. Der Atheist

hat schlechte Erfahrungen mit Christen gemacht, die Bibelschülerin vermutlich gute (und vielleicht schlechte mit Atheisten). Von keiner von ihnen kann man den Anspruch erheben, sie sei repräsentativ, auch wenn vielleicht jede Seite das von ihnen behaupten wird. Der Atheist kennt jedoch schlichtweg zu wenige Christen, um sich ein wirkliches Urteil erlauben zu können, die Christin kennt zwar vermutlich ein paar mehr, aber eben auch nur einen winzigen und entsprechend unrepräsentativen Ausschnitt aus der Christenheit.

Will man die Frage klären, welche Glaubens- oder Unglaubensform überzeugender ist, kommt man also nicht darum herum, Ideen und Konzepte auszutauschen. Man muss darüber diskutieren, welche Vorstellung die Wirklichkeit letzten Endes plausibler erklärt – die eigene persönlich erlebte genauso wie das, was man das „große Ganze“ nennen kann. Dieser Streit kann nur mit Argumenten ausgetragen werden, mit Sätzen, die an die Vernunft appellieren. Erfahrungen können sie vielleicht stützen, können Türen öffnen, damit mein Gegenüber für meine Argumente besser empfänglich wird (und da kann man eine Menge tun!), aber letztlich überzeugen können sie nicht. Deshalb ist es gut, wenn bei aller Erfahrungsorientierung das Argumentieren nicht nur nicht vergessen, sondern geübt wird. Und wenn man mit dieser Kompetenz keiner Diskussion ausweicht, wird man auch die entsprechenden Erfahrungen machen.